

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1954

Carl J. Burckhardt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Theodor Heuss

Laudatio

Gestalter, Dichter, Staatsmann

Man wird von mir, denke ich, keine rezensierende, gar chronologische und systematische Würdigung des wissenschaftlichen und literarischen Werkes von Carl Burckhardt erwarten. - Vor drei Jahren war ich zur selben Stunde, zur selben Stelle gebeten worden, aus gleichem Anlaß über Albert Schweitzer zu sprechen. Ich bin kein Theologe, kein Philosoph, kein Musiker und kein Arzt, nahm aber, als ich gerufen wurde, an, die Rede zu halten. Meine einzige Legitimation zu diesem Auftrag bezog ich aus der menschlichen Freundschaft, die über vier Jahrzehnte zurückreichte. Man ließ es sich gefallen, auch Albert Schweitzer ließ sich gefallen, daß ich die Tonlage der Ansprache sehr persönlich nahm.

Das möchte mir auch heute verstattet sein. Ich bin zwar mit Carl Burckhardt nicht über vier Jahrzehnte befreundet, sondern es ist erst etwas über vier Jahre her, seit wir miteinander bekannt wurden, und doch möchte ich auch sagen dürfen, befreundet sind. Burckhardt hat selbst in einer mich rührenden, fast beschämenden Weise von dieser ersten persönlichen Begegnung erzählt, in dem bescheidenen Obstgarten eines gemeinsamen nahen Freundes zu Winterthur. Es war an einem hellen, warmen Sommerabend im Juli 1950.

Sie werden nachher, verehrter Professor Burckhardt, über »Heimat« sprechen. Ich darf einen Vorgriff in diesen Bereich machen, indem ich aus dem nicht bloß poetischen Wortschatz meiner schwäbischen Heimat eine konkret-nüchterne Aussage für rasche Zuneigung gebrauche: Wir haben uns gleich »angenommen«. Vielleicht war ich in einer gewissen »Vorhand« - ich hatte Ihre Bücher gelesen, und ich weiß nicht, ob Sie einmal auf eines der meinigen gestoßen waren. Vielleicht war es die uns vertraute Dringlichkeit unseres Freundes Gubler, der Sie aus Paris zum Flug in die Heimat verführte: »Es wäre wohl nett, uns einmal zusammenzubrin-

gen.« Zwischendurch hatte ich schon vorher Ihnen einmal - nun doch als Rezensent - eine literarische Liebeserklärung gemacht. Aber ich weiß heute noch nicht, ob sie bei Ihnen, wie man heute so schön sagt, »angekommen« ist; denn der Autor hieß »Thomas Brackheim«. Das war - eine Huldigung an meinen schwäbischen Geburtsort - der Deckname jener bösen Jahre, als das Verbot der Publizistik - dem ich, dem einige Redaktionen sich nicht unterwarfen - mich mundtot machen wollte. Diesen Aufsatz hatte ich mir dieser Tage aus einer Bibliothek wieder herausgeholt. Es war ein Versuch, Ihr schönes Buch *Gestalten und Mächte* neben den Essay-Sammlungen von Karl Hillebrand, dem alten Achtundvierziger, und Erich Marcks, der kein Achtundvierziger gewesen war, zu würdigen, das Generationenproblem mit dem sonderlichen Erlebnishintergrund der Autoren zu deuten. Als ich diesen Aufsatz wieder las, stieß ich auf das nun also vor Jahren niedergeschriebene Wort, das Burckhardts Art antithetisch charakterisieren wollte, auf den kleinen Satz: »Macht wird Gestalt«. Ich frug und prüfte mich jetzt: War das damals nur ein journalistisches Spiel der Verkehrung mit dem Titel des Buches *Gestalten und Mächte*? War es nur das? Oder sagt es vielleicht Wesenhaftes, vielleicht das Wesentliche? Nehmen Sie Macht metaphysisch - ohne modische Abwertung des Begriffes -, abstrakt, als eine irrationale Gegebenheit oder konkret als ein System wahrgenommener Zuständigkeiten oder freier gemeinschaftlicher Wirkkräfte: Gestalt, gestaltet wird sie in dem Formvermögen des Darstellers und Deuters.

Das Wort »Macht« hat nichts mit der Statistik von Divisionen zu tun. Es kann auch in einem dörflichen Haus zu Rodaun bei Wien Herberge bezogen haben. Dann heißt es schier plötzlich und zunächst pompös anmutend »Voll-Macht«. Aber ein vornehm gelassener Mann tritt aus der Tür: Hofmannsthal. Und dann begleitet

es bei dem »Aufstieg zur Macht« in verhaltener und durchaus gebändigter Dämonie einen Quasi-Priester in die europäische Schicksalsverantwortung. Viele von Ihnen haben, wie ich, die Einzelzüge der verwirrten französischen Politik im beginnenden 17. Jahrhundert dem Vergessen geschenkt, aber Richelieu, die Gestalt, die Gestalt blieb, weil sie den Gestalter gefunden hatte.

Der Gestalter, indem er eine Unzahl von verstreuten Geschichtsmolekülen an sich zieht, sammelt, ordnet, wird der Verdichter, aber indem dieses Werk geschieht, die Entdeckerlust des Gelehrten, die Deutkraft des Historikers dem Formtrieb des Künstlers begegnen, entläßt es ihn als Dichter.

Ist Carl Burckhardt ein Dichter? Denen müßte schroff widersprochen werden, die in dieser Frage als solcher eine zweifelnde Unsicherheit gegenüber dem wissenschaftlichen Gewicht der herrlichen historischen Essays sehen wollten.

Als nun Carl Burckhardt, es mögen zwei Jahre her sein, den schlanken Band mit dem schlichten, zu schlichten Titel *Drei Erzählungen* herausgab, fand das der und der unter den Eidgenossen eigentlich ein bißchen ungehörig oder doch unangemessen: Ein Minister, ein Diplomat, ein Gelehrter soll doch derlei anderen überlassen - das weiß ich von einem Schweizer Freund. Ich will die Sache nicht vertiefen. Das sind offenkundig innerschweizerische Angelegenheiten, in die sich der deutsche Bundespräsident beileibe nicht einmischen wird. Aber das kann, glaube ich, ohne Störung der mir so wertvollen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Nachbarn gesagt werden: Es gibt halt auch in der Schweiz schwerhörige Menschen, denn sonst hätten sie schon vor bald drei Jahrzehnten in der *Kleinasiatischen Reise* die süße und starke Sprachmelodie des echten Poeten vernehmen und verstehen müssen. Es ist ein zauberhaftes Buch - der düstere Anlaß zur Reise, Auftrag der sorgenden Erkundung und Vorbereitung für die Rücksiedlung der dort wohnenden Griechen nach dem Sieg des Ata Türk, der Anlaß bleibt transparent sichtbar, er tritt ein paarmal scharf ins Bewußtsein. Aber das Abenteuer der erstaunten Lebensneugier, der Reste alter Kulturen und politischer Geschichte den Rahmen für levantinische Buntheiten, Figuren, Schicksale bieten, das ist alles wunderbar erregend.

Es sind viele, viele Jahrzehnte her, da ich mich schon einmal in den Bereichen zwischen

Stambul und Bagdad herumgetrieben habe. Damals war - ich sage jetzt etwas höchst Schockierendes - damals war mein Mentor der vielgeliebte Karl May. Lieber Professor Burckhardt, erschrecken Sie nicht: Bei dem ist auch einiges »passiert«. Ich sage auch, denn das war so schön bei der *Kleinasiatischen Reise* und dann wieder bei den *Drei Erzählungen* - ich schrieb es Ihnen vor zwei Jahren dankbar und erstaunt: jene urtümliche »Lust, zu fabulieren«, die auf das sanfte Psychologisieren verzichtet, die das Paradoxe als Vehikel nicht scheut, die dem romantischen Einfall ihr Recht gibt, durchbrach, durchbricht die Erwartung, bis das diszipliniert gepflegte, etwa das an Bezüglichkeiten reiche Gespräch den Wirbel der Geschehnisse, den Wechsel der bunten Situationen wieder abfängt. Bescheidene Bitte an die Presse: keinerlei Headlines »Heuss vergleicht Carl Burckhardt mit Karl May«. Der Unterschied ist nämlich auch mir nicht unbekannt!

Aber ich sehe hier eine wunderbare Spannung im Werk, vielleicht in der Person Burckhardts; den in der Kontemplation dem Gegenüber dankbaren und dabei präzisen Deuter

- denken Sie an Erasmus, Pirckheimer, Grillparzer. Das ist Wissenschaft in Kunst gefaßt. Denken Sie an die wunderbaren Paraphrasen über Bach und dann Schopenhauer in dem Erinnerungsblatt an Danzig - das ist Dichtung.

Aber indem ich das Wort »Danzig« ausspreche, tritt in Ihrer aller Bewußtsein eine ganz andere Figur: der Staatsmann. Es ist der so schöne Sinn dieses Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, daß er nicht bloß einem ausgezeichneten literarischen Werk gilt - entschuldigen Sie das »bloß« -, sondern einer Bewährung im tätigen, auch im erlittenen Leben. Die Namen sind Ihnen gegenwärtig.

Das war schon ein herrlicher und auch die Völkerbundeleute in Genf ehrender Vertrauensbeweis in Takt, Einsicht, Umsicht und innere geistige Freiheit, daß in einer Zeit - 1937 -, da die Welt schon voll war von der Gereiztheit der Seelen, Burckhardt aufgefordert wurde, Hoher Kommissar in dem Freistaat Danzig zu werden, der künstlich ausgeklügelten Rechts- und Sachkonstruktion der argen Verlegenheiten von 1919, völkerrechtlich und »geopolitisch«, um den Begriff zu gebrauchen, nun seit Jahren die eigentliche Reizstelle der politischen Lage in Europa. Der äußere Status war da, er war zu wahren, im Innern, durch das totalitäre

Verfahren, die Reste stadtbürgerlicher Selbstbe-sinnung schon vernichtet.

Burckhardts Weg nach Danzig war im Grunde ein dankloser Opfergang. Burckhardt wagte ihn. Es konnte kein Ehrgeiz sein, der ihn dorthin trieb, sondern ein nicht fragendes Pflichtgefühl, der »Forderung des Tages« zu genügen. Er hat ihr in großer Art und Tapferkeit genügt. Dort also stand er, der kurz zuvor an dem exemplarischen geschichtlichen Beispiel des Richelieu den »Aufstieg zur Macht« beschrieben hatte, vor dem Gegenwartereignis, daß Macht, das ist immer ihre Gefahr, zur Gewalt entartet.

Ich weiß immer noch nicht zuverlässig, ob der Satz, daß »die Macht an sich böse ist«, von dem hintergründigen Skeptiker Jacob Burckhardt oder dem frommen Ernst von Lasaulx stammt. Ich folge ihm nicht. Doch dies mochte man in jener Zeit sehen und lernen können: Macht und Maß, nebeneinandergestellt, sind nicht bloß eine gefällige Alliteration der Worte, sondern die politische Möglichkeit der fruchtbaren Gestaltung in der Krisenlage, bevor sie in Gewalt und Maßlosigkeit verkehrt werden und das Chaos gebären. Wir haben, die redlichsten Bemühungen mußten zerbrechen, dies erlebt und mit unserer geschichtlichen Vergangenheit, mit unserer bedrängten Gegenwart, mit unserer gefährdeten Zukunft bezahlt, überbezahlt.

Und doch, die Macht ist nicht »an sich böse«. Gewiß, es gibt die Macht des Bösen, aber es gibt auch die Macht des Guten - der Tarif der Stärke ist im letzten gleichgültig, es wird nur der Einsatz gefordert. Carl Burckhardt hat ihn geleistet, als er, zunächst an der Seite, dann in der Nachfolge des ehrwürdigen Max Huber, die Leitung des Internationalen Roten Kreuzes übernahm, mit jener zuverlässigen Selbstverständlichkeit, die die äußeren Möglichkeiten, in schrecklichen Zeiten Gutes zu tun, als innere Pflicht begriff. Dafür waren wir, dafür bleiben wir Burckhardt dankbar, gewiß auch um der lindernden Hilfe willen, die zahllosen gequälten und seufzenden Menschen aus allen Völkern Beistand, vielleicht Rettung brachte. Doch im Elementaren: weil er ein Beispiel gab und die Anmut des künstlerischen Spieles, die Kontemplation gelehrter Deutungen, die souveräne Freiheit der Lebensgestaltung hinter sich ließ, um zu dienen.

Carl Burckhardt wird nachher über »Heimat« sprechen. Eine freundliche Schickung hat

es mit sich gebracht, daß ich in den letzten Jahren, lebenswürdig aufgenommen, wiederholt in dem Hause weilte, das für Burckhardt die frühe Kinderheimat gewesen ist, zu Basel, hoch über dem Rhein, dicht benachbart dem kräftig-be-wegten rötlichen Steingefüge des Münsters - der festbegrenzte Platz atmet Größe und Würde und schenkt wohl auch dem spielenden Kinde mit stiller Eindringlichkeit Ehrfurcht vor der Geschichte. Tritt man aber auf die Terrasse, dann ruht der zum Westen gewandte Blick auf den Vogesen, im Norden und Osten verläuft sich der Schwarzwald in freundlichen Hängen zum Rhein. Der zieht da unten hin, von belebten Brücken überspannt, ein heiteres Bild. Von Konstanz, von Schaffhausen herkommend, trägt er schon allerhand Geschichte zwischen der angenehmen Hügelwelt mit sich. Jetzt, da drüben vor dem harten Knick, der ihn nach Norden weist, wird er Deutschlands, nein Europas Schicksalsstrom. Dieses Basel, auf alemannischem Volksgrund, wurde der eigentümlichste Beobachtungsposten für die geistigen Dinge in Europa; es mochte auch als Katalysator dienen. Denken Sie an die hohe Zeit der Humanisten, an Proben, Erasmus, Holbein. In dieser Stadt, und wohl nicht zufällig hier, schrieb Nietzsche sein zwischen aufspürender Skepsis und der Erwartung eines hohen Mutes schwankendes Wort vom »Europäer«, vom »guten Europäer«. Ach, ich scheue mich, trotz Baselnähe, eine Plakette mit solcher Wortmarke Carl Burckhardt an den Rock zu heften, seitdem diese, aus gewiß guten und notwendigen Gründen, mit Vereinsregistern und Mitgliedsbeiträgen etwas gängig geworden.

Ich denke, wir werfen alle immer leicht dogmatischen Kategorien der Eingliederungen hinter uns, dann sehen wir den Mann, der - nun eben doch eine Symbolfigur - den beiden Kräften immer herzlich dankbar zugewandt bleibt, die sein Werden genährt haben, der französischen, der deutschen Geschichte und Geistigkeit, und erkennen, daß eine solche Begegnung gerade darum so fruchtbar werden konnte, weil der Bürger einer freien, nun eben Schweizer Urbanität ihr den verantworteten Sinn und die beglückende Form gab.

Darf ich, deutende Wortversuche zur Seite streifend, ganz einfach dies sagen: Wir blicken auf den Menschen, den wir lieben.

Carl J. Burckhardt

Dankesrede

Heimat

Ich bin hier, um zu danken. Danken zu dürfen in der eigenen Sprache ist für denjenigen, der oft von ihr getrennt ist, eine Freude eigener Art; diese Freude wird noch vertieft, wenn die Stätte, an der man sich zu diesem Danke einfinden darf, einen so vertraut empfängt. In der Tat, wenn ich den Boden der alten Stadt Frankfurt betrete, erfüllt mich heimatliches Empfinden. Unzählige Male seit der Knabenzeit habe ich im Geiste den »Osterspaziergang« mitgemacht, und immer hat er mich durch die Gassen Ihrer Stadt und vor ihre Tore an den Main geführt.

Heimat ist ein Wort, das unser Sprachgeist geschaffen hat, das in andern Sprachen nicht zu finden ist und das völlig andere Gefühle weckt, stillere, stetigere, zeit- und geschichtslosere, als das leidenschaftliche Wort Vaterland. Wir verlassen die Heimat, um uns hinaus in die Fremde zu begeben. Wo endet Heimat, wo beginnt das Unvertraute, das andere? Bei jedem neuen Menschen, der uns begegnet, stellt sich die Frage: Wie weit reicht seine Heimat, wo vermag er wirklich zu Hause zu sein? Jede Bemühung um Selbsterkenntnis wie um Kenntnis der andern schließt diese Frage ein. Ihre Beantwortung lehrt uns, daß gerade dort, wo das Heimatgefühl das allerweiteste ist, die Grenzen des wirklich Fremden und Nichtentsprechenden am deutlichsten gezogen sind.

Wie berührt uns die milde Gewalt der Heimat in der Odyssee, im Beginn unseres europäischen Lebens, in dem Gedicht, durch dessen Geschehen sie als zwingende Mitte hindurchwirkt und wo alles, was geschieht, durch das Streben nach Heimat ausgelöst wird, durch Überwindung der Widerstände, die sich dem Heimkehren entgegensetzen. Und doch will es der Tiefsinn dieses Gedichtes, daß Odysseus am Ende seiner Fahrten aus der Erfüllung der Heimkehr als endlich Zurückgekehrter ganz zuletzt wieder aufzubrechen hat, um sich eine neue Heimat zu schaffen. Woraus wird er sie schaf-

fen? Aus dem unbeirraren Sinn für das Heimatliche, für das Gemäße, das er in sich trägt. Im Gemäßen fest zu wurzeln und zugleich das Gemäße ständig zu schaffen, ist das Wesen der Persönlichkeit. Jede wahre Persönlichkeit besitzt ein schöpferisches Heimatgefühl, auch wenn sie ihre ursprüngliche Heimat längst verlor. Wie unvergleichlich ist dieses schöpferische Heimatgefühl gegenwärtig in Virgils Aeneis, der Dichtung, welche die ungeheure Epoche unserer Geschichte abschließt, die mit Ilias und Odyssee beginnt. Der Held Virgils, Aeneas, zieht mit seinen Larengöttern von Ländern zu Ländern, dem Fremden, dem Nichtgemäßen wird er immer wieder entrissen, auch wenn es noch so lockend wirkt, er wird geführt dorthin, wo seine Götter das ihnen gemäße Erdreich für die Schaffung jener größeren Heimat finden werden, aus welcher das Römische Reich hervorgewachsen wird. Diese führenden Götter sind ein Teil von Aeneas' Seele. Indem sie ihn führen, nicht irgendwohin, sondern an vielem vorüber und zu einem ganz bestimmten Ziele, befreien sie ihn vom Zufall und schenken ihm die Freiheit der Wahl. Er wählt den Ort, der seine Heimat sein wird, und somit den Ort des tiefsten Vertrauens, der tiefsten Ruhe, den Ort, der die Ruhe des Vertrauens schenkt. Wohl demjenigen, der das Maß und die Freiheit des Aeneas besitzt, den untrüglichen Sinn für das ihm Zugehörige, das ihm Entsprechende, eben das Heimatliche. Auf unserm Lebenswege liegt vorerst alles drüben, jenseits der Hügelkämme und der Gebirge, die zu übersteigen sind. Dort liegt das Wunderbare, das Furchtbare, die Öde und die fruchtbare Erde. Später dann hat man auf seinem Wege vieles hinter sich gebracht, und der Wanderer hat sich angeeignet, was ihm entspricht. Vieles, wenn er mutig ist, wenig, wenn die Angst ihn am Wählen hindert. Eng ist die Heimat desjenigen, der sich durch die Furcht beraten läßt, durch das Mißtrauen. In der Tat, für wieviel Armut und Enge,

für wie viele Untaten und Friedensbrüche ist die Furcht verantwortlich, wie endgültig vermag sie es, unser Vertrauen zu zerstören, es in Enttäuschung und Zorn umzuwandeln und durch Fehlleistungen unsere Heimat endgültig aufs Spiel zu setzen. Dem Menschen, der ohne es zu wissen in der Furcht lebt, ist alles fremd, was ihn umgibt, wenn seiner aber viele werden, so stehen sich zwei fremd empfindende Gruppen gegenüber, und schon heben Furcht und Mißtrauen an, die Abwehr wird vorbereitet, und alsbald erscheint diese Vorbereitung der Abwehr als Drohung, wie von doppelten Spiegeln wird die Furcht hin- und zurückgeworfen in drohenden Bildern. Einst war die Welt sehr weit und voll von unbekanntem Gefahren. Heute ist die äußere Welt überblickbar, die Gefahren sind nicht kleiner geworden, sondern größer. Aber auch diese Gefahren sind uns jetzt bekannt, sind unserem Vorstellungsvermögen zugänglich geworden, und auch mit diesen Gefahren können wir somit vertraut werden. Dieses Vertrautsein mit der Gefahr aber ist nichts anderes als das Wesen des wirklichen Mutes, im Unterschied zu der blinden Kühnheit, die die Gefahr nicht sehen will, oder gar zur Tollkühnheit, die die Ausgeburt der Furcht ist. Der wahre Mut und sein Vertrautsein mit allen Schrecken ist die Grundbedingung besonnenen Handelns, Besinnung heißt Freiheit und wiederum richtige Wahl im Nehmen und im Geben. Wahl vor allem der Mittel, durch welche wir die eine wie die andere unserer Haltungen für die andern verständlich und annehmbar machen. Besonnener Mut ist ebensowohl Grundbedingung jedes sittlichen Handelns wie Grundbedingung jedes reifen Umgangs mit Menschen und somit Bedingung der schwersten und verantwortungsvollsten aller Künste, der Politik.

Nun ließe sich ein Zustand denken, der hin und wieder den Verfassern der großen Utopien vorschwebte, ein Zustand, in welchem keine Politik mehr nötig wäre, weil die Welt so vertraut, so offen, so heimatlich geworden wäre, keine Furcht und kein Mißtrauen mehr kennen würde. Aber dies wäre das wiedergewonnene Paradies, und wir sind weiter denn je von ihm entfernt. Weiter denn je, weil wir die Gewohnheit angenommen haben, durch äußere Gegensätze und Spannungen zu leben, weil wir meinen, Kraft und Leistung ließen sich nur aus der sichtbaren Spannung gewinnen. Dies ist eine eminent europäische Haltung, aus europäischen Erfahrungen gewonnen, und sie wird heute auf

die ganze Welt übertragen. Indem wir aber gelernt haben, das Hervorspringen jeder Kraft nur aus äußerlich Gegensätzlichem zu erwarten, haben wir die allerhöchste Kraft verloren, jene, die aus Einklang und Übereinstimmung entsteht. Die Kraft, welche sich nicht an äußeren Widerständen bildet, sondern an der Überwindung unserer inneren Gegensätze, der Gegensätze in uns selbst, die entspannte Kraft auf den höchsten Stufen, die Kraft der Weisheit, von welcher Heraklit gesagt hat, daß sie in uns entstehe durch das Zusammenwirken des Gegensätzlichen in uns selbst wie bei Bogen und Saite der Leier. Wenige haben den Preis dieser Weisheit, haben dieses entspannte, vertrauensvolle Offensein vor dem angeblich Fremden in so vollständiger Weise erreicht wie der größte Sohn der Stadt Frankfurt, welchen wir sagen hören: »Es gibt eine Stufe, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück und Wehe seines Nachbarlandes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.« So kann nur einer reden, der unendlich sich andrängenden Stoff, das Fremde überwindend, sich einverleibt hat, ihn heimatlich werden ließ. Wir können ihm nur von ferne nachstreben, jeder in seiner Weise.

Jeder von uns tritt seinen Weg unter Voraussetzungen an, die alles Spätere mitbestimmen. Am heutigen Tage darf ich vielleicht in diesem Zusammenhang ein kurzes Wort über mich selbst sagen: Ich bin in freier Landschaft, auf der Flanke eines der letzten Ausläufer des Jura über der weit aufgetanen Rheinebene aufgewachsen, vor dem täglichen Blick auf den fernen Stromlauf, auf Schwarzwald und Vogesen. Im Jahre 1896 sagte mein Großvater einmal zu mir, als wir das Versinken der Sonne hinter den Vogesen-Kämmen betrachteten: »Dort läuft die Grenze.« Das war damals ein harter Schnitt in die heimatliche, tiefvertraute Landschaft täglichen Anblicks, der Einbruch geschichtlicher, unheimlicher Mächte in eine übergeschichtliche seelenhafte Einheit frühester Lebenszeiten.

Zum anderen Teile bin ich in einer ehemaligen Reichsstadt aufgewachsen, in welcher das Herkommen ungebrochen wirkte, weil sie durch ihre schon vierhundertjährige Zugehörigkeit zu meinem Vaterland, der Eidgenossenschaft, dem Drängen und Zerren gewaltiger, aus den Abgründen des Fremdseins einander entgegenwirkender Weltkräfte entrückt war. Das war der geschichtliche Zufall meiner Voraussetzung.

Immermann hat einmal gesagt, überall, wo

er noch auf Spuren des alten Reiches gestoßen sei, habe es ihm das Herz bewegt. So erging es auch mir lebenslang. Jenes alte Reich, das sich niemals völlig verwirklicht hat, ist nicht mehr, und wir sollen nicht zurückschauen und sollen ihm nicht nachtrauern, wir dürfen jedoch an die Kraft des Gedankens glauben, der einst jene ehrwürdige Form entworfen hatte, um uns die Mahnung zu hinterlassen, immer wieder nach neuen Formen friedlicher Gemeinschaft zu streben.

Bisweilen vernehmen wir diese Mahnung wie den tiefen Ton kontrapunktischer Klangsetzung: Im September 1939 war ich in Reval, ungewiß über den Weg, den ich zu meiner Rückkehr in mein Vaterland würde einzuschlagen haben. Angesichts des unmittelbar drohenden Einbruchs des Ostens in die baltischen Länder saß ich eines Tages voller Unruhe auf der die Stadt krönenden Terrasse vor dem Dom. Am Tage des Kriegsbeginns, am 1. September, hatte ich Danzig verlassen, Hoffnung und Vertrauen waren gebrochen worden, und dennoch, an jenem Tage in Reval, aller schmerzlichen Erfahrung, harten Einsicht und tiefen Befürchtung entgegen, umging mich plötzlich auf jenem unvergeßlichen, hochgelegenen Kirchplatz mit unwiderstehlicher Kraft das Gefühl des Heimatlichen: Ich befand mich in einer alten Reichsstadt.

Reichsstädte: Mein Großvater mütterlicherseits lebte in Genf und somit in einer anderen einstigen Reichsstadt. In Genf traf für denjenigen, der die nach den Tiefen hin getürmten Schichten jahrtausendalten Geschehens zu spüren vermag, französische, germanisch-burgundische und sardisch-italienische Welt zusammen. Von Kind auf wurde mir in Genf unsere andere Landessprache, das Französische, vertraut, fast so vertraut wie die eigene, die mir auf dem an Überraschungen und Geschenken so reichen Umweg über die alemannische Mundart, die Sprache Johann Peter Hebels, zufloß.

Mit den ersten Worten begann für mich das Gespräch. Über die segensvollen Möglichkeiten seiner Wirkung wurde vor einem Jahr, hier an dieser Stelle und in Ihrer Mitte Unvergeßliches ausgesagt: Das Gespräch, das alles an uns heranträgt, alles anbietet und auch das Gegenteil von allem, und in dessen Mitte wir zu bestehen haben, innerhalb der Grenzen unseres Vertrauens, der strengen Freiheit unserer Wahl. Worte, gesprochene und geschriebene, vermitteln uns

die Kenntnis der Natur, gewesenes und zeitgenössisches Denken, vergangenes und gleichzeitiges Geschehen und auch vorerst totgesagtes, unvertrautes Sprachgut, das für jeden von uns auch heute noch zu einer weiten Heimat zu werden vermag. Durch Anschauung werden wir gebildet, durch Worte erzogen, zwischen dem »Du sollst« und dem »Dir ist versagt«, das uns von außen zugerufen wird, wirkt unsere Erziehung nur bis dort, wo wir ihr Angebot annehmen, und damit wären wir wieder beim Gemäßen angelangt. Aus dem uns Gemäßen bauen wir unser Wesen, bauen wir unsere innere Heimat auf, aus unserer Wahl sind wir zu erkennen.

Einst sprach ein nach Europa Zurückgekehrter sich mir gegenüber aus: Er hatte lange in New York gelebt, aber er stammte aus einer größeren, norddeutschen Stadt; zum erstenmal betrat er den alten Kontinent nach dreißig Jahren wieder, er landete in Genua. Abends, in den engen Gassen des Hafenviertels, saß er vor einer Schenke, und um ihn herum rauschte die Menge, von den Schiffen her und eilig getrieben wieder nach andern Schiffen hin - die Menge, so wie sie Nietzsche in Genua einst gesehen und in seinen Gedanken an den Tod im Aphorismus 278 des IV. Buches seiner »Fröhlichen Wissenschaft« begriffen und beklagt hat; plötzlich, in dieser Menge, zogen drei junge Burschen vorbei, sie sangen, und sie sangen Verse aus Ariosts »Orlando furioso«. In jenem Augenblick, so erzählte mir dieser Heimkehrer, habe er sich, mit einem Male bis zu Tränen überwältigt, wieder in der Heimat gefühlt, in dieser Fülle sei das Heimatliche nie wieder in ihm ausgebrochen, auch nicht als er die Straße, in der er einst seine Kindheit verbracht, und das Haus, in dem er bis zu seinem zwanzigsten Jahre gewohnt hatte, wieder betrat.

Es ist uns vieles gelehrt worden, aber wir wissen das Gelernte, ohne es zu lieben. Das historische Denken, das so viele Europäer veranlaßt, aus einem Arsenal falsche Argumente zu entleihen, sich an längst verklungenem Pathos frostig zu steigern, ist jenem erschütternden Begegnen uralter Heimat, wie es dieser Zurückgekehrte erlebte, völlig entgegengesetzt, denn bei ihm handelte es sich nicht um Kenntnisse, sondern um ein Wiedererkennen auf den Wellen stärksten Gefühls, um eine Offenbarung der Zugehörigkeit.

Wer von uns hätte dieses Wiedererkennen nicht erlebt, das Wiedererkennen des Tiefver-

trauten, des Zugehörigen: einst trat ich zu früher Stunde aus einem ostpreußischen Wald, vor die nebelbrauende Ebene, aus welcher dunkel zwischen den Schilfgärten eine schwarze Seefläche spiegelte. »Dort liegt Mohrunen«, sagte plötzlich der Mann, der mich begleitete, und er streckte die Hand ins Ungefähre des Nebelmorgens. Mit einem Male waren mir Wald und östliches Flachland vertraut und liebenswert für immer. Mohrunen, das war Herders Geburtsort, und ich glaubte in jener Morgenstille die »Stimme der Völker in Liedern« zum Chor vereint zu hören, jene herrliche Weltoffenheit eines unserer großen Geister auf Sekunden leuchtend zu erfahren, und von diesem Augenblicke an ist mir jenes ostpreußische Land auch zur Heimat geworden. So war es je und je, auch damals, als ich zum erstenmal in die goldene Schale, die fruchtbare Ebene der Champagne hinunterstieg und mir wie mit einem Schlage alles gegenwärtig war, was jemals aus dieser großen Landschaft kommend auf mich eingewirkt hatte: die Fabliaux, der höfische Roman, die Chansonniers, sodann Villehardouin und Joinville, die herrlichen Memoiren von Fleurange, Jacques Gillots Pamphlete und der quellklare Lafontaine. Damals dachte ich auch an die katalaunischen Felder, die Felder von Châlons, auch an jene Jungfrau, die ihren König zur Krönung nach Reims führte, aber auch an Cäsar und den Prinzen Eugen.

Wie oft erfuhr ich dies in Italien, in Spanien, wo ich das mir so vertraute Österreich schon spürte, und die portugiesische Erde hätte ich gerne umarmt wie Wilhelm der Eroberer die englische, als ich während des letzten Krieges von einem Flug über den Atlantik auf unserm Kontinente landete.

Unlösliche Bindungen der Treue und Dankbarkeit lassen uns unserm Vaterlande angehören. Dies steht als ein Bestandteil unseres Schicksales fest. Unsere innere Heimat aber können wir in Freiheit täglich erweitern und vertiefen, immerzu können wir das Fremde und scheinbar Feindliche auflösen und mit seinem Wesen vertraut werden. Jeder wirklich große Gedanke, der innerhalb der Nation gedacht wird, je reiner, je ungetrübter sein heimatlicher Ursprung ist, wird universal werden. Universal ist das philosophische Denken, die wahre Wissenschaft, die Musik und die große Kunst, und das schöpferische Wirken des Geistes ist das einzige, dem Menschen gegebene Mittel, in alle Weiten vorzudrin-

gen, diese Weiten mit unserer eigensten Art, mit unserm heimatlichen Wesen zu durchdringen. Mit den heimatlichen Werten, den uns völlig vertrauten, die, wenn wir irgendwo in der Welt auf sie stoßen, uns ergreifen, wie dies jenem Zurückgekehrten in den Gassen Genuas geschah.

Dieses Vordringen durch Erlebnis, Erfahrung und Vergeistigung ist nichts anderes als dasjenige, was Goethe unter lebendiger Bildung verstand, die so ferne ist von dem toten Herbeibringen ungeliebter Begriffe, ungeliebten Materials, die nutzlos gehäuft oder schließlich nur zur Beschwerung kurzlebender, polemischer Argumente und gegensätzlicher Theorien gebraucht werden. Gemeinsamer geistiger Besitz, immer wieder neu begonnen, nach strenger Wahl erlebt, erfahren ohne Anhauch trügerischer, sentimentaler Verständigungsformeln, lebende Bildung als ein gemeinsamer Lebensstrom mit seinen Schroffen und Wasserstürzen, dahinströmend in Licht und Dunkel, unter den Wettern und unter gestillten heitern Himmeln, aber immer strömend und an seinen beiden Ufern eine Heimat schaffend für jene, die es wagen, diesen Strom zu befahren.

Genug der Bilder von der schon langen Fahrt. Indem ich es wage, hier an dieser Stätte meinem Dank und meiner Verbundenheit Ausdruck zu verleihen, indem ich das große Gefühl einer uns allen gemeinsamen Heimat aufrufe, weiß ich, Herr Bundespräsident, daß Sie nicht nur als unser nächster Nachbar, als Württemberger, die Sprache der Denker und Dichter und auch die nüchterne Alltagssprache, den reinigenden, befreienden Humor verstehen, der zu unserer ursprünglichsten Heimat gehört, daß wir uns somit fast ohne Worte heimatlich verständigen, nein, ich weiß auch, daß Sie in der schweren Geschichte Ihres Landes dastehen als einer, der die Sprache der andern vernimmt, ihr Wesen erkennt auf dem Wege jener wirklichen, jener erlebten Erfahrung, jener Vergeistigung, die uns die weise Gabe der Geduld verleiht, bisweilen auch durch das Mittel des Humors.

Und Sie, meine verehrten Damen und Herren von der deutschen Verlegerschaft und vom deutschen Buchhandel, Ihnen habe ich zu danken: einmal weil Sie mir die große und unverdiente Vergünstigung zuteil werden ließen, am heutigen Tage an dieser Stelle zu stehen, und sodann weil Sie selbst an vorderster Stelle am Erschließen jener geistigen Heimat wirken, deren Grenzen immer weiter werden sollen, ohne

daß jemals das Ungemäße, das wirklich Fremde,
das Wesen des Unbehausten, des »Heimatlosen
ohne Zweck und Ruh« einzudringen vermöge.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für eine kurze Mitteilung dankbar.